

Obwaldner Volksfreund.

Abonnement.

(Bei allen Postbureaux.)

Jährlich (franko durch die ganze Schweiz) . . . Fr. 3. 80.
Halbjährlich " 2. —.
Bei der Expedition abgeholt jährlich " 3. 60.
" " " " halbjährlich " 1. 80.

N^o. 25.

Erscheint jeden Samstag Vormittags.

Einrückungsgebühr.

Die dreispaltige Zeile oder deren Raum 8 Rp.
Bei Wiederholungen 5 "
Die zweispaltige Zeile oder deren Raum 15 "
Bei Wiederholung 8 "

Sarnen, 1872.

21. Juni.

2. Jahrgang.

Abonnements-Einladung.

Mit dem ersten Juli beginnt ein neues Abonnement für das zweite Halbjahr des „Obwaldner Volksfreund.“

Wer denselben bis jetzt gelesen, der kennt ihn auch für die Zukunft wieder; seine Schreibart hat sich auch durch den, für ihn siegreichen Revisionskampf nicht im geringsten geändert. Ungehindert ob des Tadels seiner Gegner wird er sein freies Wort auch künftig wieder für jeden wirklichen Fortschritt und die wahre Aufklärung im engern und weitem Vaterlande so sprechen, daß es auch das Volk verstehen kann. Aber den offenkundigen, feindseligen Geist und das Wirken gegen die Religion und den Glauben unserer Väter wird er nach jeder Seite mit Entschiedenheit bekämpfen.

Abonnements-Preis: Halbjährlich nur 2 Franken.

— Kurze Umschau.

Der Leser erinnert sich noch, daß der „Volksfreund“ bei seiner letzten Umschau den Besuch bei einem Fürsten als nächstes Ziel bezeichnete, und obwohl es viele Fürsten in und außer Europa gibt, so nimmt man dormalen gewöhnlich an, wenn von dem „Fürsten“ die Rede ist, es sei eben der Bismark, denn dieser Herr ist thatsächlich ein starker Fürst, welcher Land und Leute regiert nach seiner Manier. Diesem Hrn. Fürst Bismark und seinem — will sagen dem Kaiserreich gilt wirklich unser Besuch, um zu sehen, was es da Neues gegeben.

Im Reichsrathe salbaderten die Freimaurer und ihre Affilirten, die Liberalen, gegen die katholische Kirche — versteht sich, unter dem beliebten Titel „Ultramontanismus“ — gegen die Jesuiten und Orden, in bekannten Tonarten und mit abgedroschenen Schlagwörtern, und der Fürst accompagnirte das Gebelzer, weil es ihm eben convenirt und ihm die Selbstständigkeit der katholischen Kirche und ihrer Vorsteher ärgerlich ist, denn er will allein einen Willen haben. Folge dieser konfessionellen Hebe ist die Maßregelung des ehrwürdigen kathol. Armeebischofs und ein nagelneues Gesetz gegen die Jesuiten, wonach dieselben nach Belieben aus dem Reiche verwiesen werden können. Das Gesetz ist eben so ungerecht als unbegründet; aber was fragen die Freimaurer und ihre Affilirten, die Liberalen, nach Recht und Gründen, zumal wenn es geistliche Orden angeht?

Das fragliche Gesetz ist indessen so redigirt, daß dasselbe praktisch milde oder herb gehandhabt werden kann; es gibt die ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu der Willkühr der Regierung preis. Und das ist's, was der eiserne Fürst will. — Vergleicht man diesen Erlaß mit unserm Jesuitenartikel, so muß man mit Beschämung zugeben, daß die freie Schweiz gegen diesen Orden noch intoleranter ist, und doch war den Revisionsisten derselbe noch zu gelinde; man wollte heißspornig die Gehässigkeit noch weiter treiben. Dennoch sind diese Leute, wenn man sie von sich sprechen

hört, immer die Liebevollen, die Duldsamen! — Ist gut, daß man zwischen Wort und That noch zu unterscheiden weiß und daß die Tarification des Eigens lobes der Privatansticht überlassen bleibt. Sonst wäre der Werth der Freisinnigen gar nicht zu bezahlen! Doch — zurück nach Berlin! Die große Stadt glänzt nicht bloß durch die Macht ihres Fürsten und ihres kaiserlichen Herrn, durch theils wirkliche, theils eingebilbete Intelligenz und Pracht — auch die Rehrseite hat hier ihre Vertretung, die Armuth und der Sittenverfall machen sich in den Straßen der deutschen Kaiserstadt laut mehrfachen Berichten auf bedenkliche Weise fühlbar und ebnen einer Macht die Bahn, welche dem alten Kaiser und seinem Minister und der gesammten besitzenden Klasse bittere Tage bereiten wird. Die soziale Revolution rekrutirt täglich Leute aus der Masse und könnte es anders sein? Den christlichen Glauben disputirt man den Leuten weg, das Leben verbittert man ihnen durch Vorspiegelung ausgefuchter Genüsse, die sie entbehren müssen, der Arbeiter wird als Waare betrachtet, man spekulirt mit ihm und nützt seine Kraft aus, ohne Sorge für sein Alter und Auskommen — was haben dann solche moderne Sklaven zu riskiren, sobald sie einmal die moralische Kraft durch Unglaube oder Unsitte eingebüßt, wenn sie einen Versuch mitmachen, um sich eine bessere Lage zu erobern?

Hier liegt die Staatsgefahr verborgen, nicht bei den Jesuiten. Im Unglauben wurzeln die Revolutionen, oder in wilder Leidenschaft, nicht in der Religion und ihrer säntigenden und heiligenden Vorschrift. Es ist dies so klar und wahr, daß man sich verwundern muß, darauf hinweisen zu müssen, und doch ist das banale, erbärmliche Tagesgeschrei des Radicalismus und falschen Liberalismus nur gegen ultramontane Uebergeriffe gegen Jesuiten und Dogma gerichtet, nur auf kirchlicher Seite sehen diese politischen Marktchreier Staatsgefahr oder geben sich wenigstens den Anschein, als glaubten sie das. Es rührt dies von leidenschaftlicher Verblendung oder Bosheit her und wird sich bitter rächen. Die Staatsgefahr ist auch nicht zunächst bei der Klasse der unzufriedenen Armen zu suchen, nein, diese werden immer als Mittel und Gehülfsen zum Umstürze mißbraucht, sondern die Urheber des Nebels sind und bleiben jene, welche mit Absicht den Unglauben verbreiten, die Lehren vom Affenthum, vom geistigen „Nichts“, kurz des Materialismus verkünden, und dadurch den Menschen den Himmel aus den Herzen, den Frieden aus der Seele und die Kraft zur Tugend rauben.

Die Lehre der Gottlosigkeit hat in vielen philosophischen Hörsälen schon vor 100 Jahren begonnen; sie ist aber nicht dort eingeschlossen geblieben, sondern ihre Apostel mischten sich unter das Volk, sie richteten ihre Kanzeln in Kneipen und Gasthöfen auf, sie vervielfältigten dieselbe durch Zeitungen und schlechte Bücher, sie verkündeten sie an Festen und in Vereinen und damit ist sie leider vielen Orts Gemeingut des Volkes geworden und wird unvermeidlich ihre Früchte tragen. Wenn dann der Sturm durch Europa braust und der rothe Hahn auf den Dächern glüht, und die „guten Geschäfte“ schrecklich Bankrott machen, wenn der soziale Stier alle Häge und Schranken durchbricht; dann sind die Jesuiten und die Ultramontanen vielleicht wieder gut, ihn zähmen und züchtigen zu helfen, und sie werden auch trotz erlittenem Weltbank und Hohn, bereitwillig sich dazu finden lassen, denn darin liegt die unbe-

siegte Kraft des wahren Christenthums, daß sie sich auch für die Feinde opfert und im Selbstvergeffen nur den Mitmenschen dient, wie es eben der göttliche Stifter in Wort und hehrem Beispiele vorzeichnet.

Die Umschau hat den „Volksfreund“ zu ernstern Gedanken veranlaßt, sicher nicht ohne Grund, denn es wächst heran, das Uebel, und blind die Augen zu verschließen, kann dem Vogel Strauß verziehen werden, weil er ein unvernünftiger Vogel ist; dem vernunftbegabten Menschen aber ziemt es sich, den Dingen, welche kommen werden, mit Muth und Entschiedenheit entgegen zu blicken, hoffend und trauend auf Den, welcher die Schicksale der Völker und Menschen in Händen hat und Rettung sendet, wo Menschenhülfe fruchtlos ist!

Der 16. Juni.

Mit tief bewegtem Herzen und durchdrungen von den Gefühlen des heftigsten Dankes gegen Gott, den Geber alles Guten, blickte am 16. Juni vorigen Jahres die jubelnde Christenheit empor zum Throne Pius' IX., ihres gemeinsamen Vaters, der als hochbegnadigter Steuermann 25 Jahre hindurch das Schifflein Petri mit kundiger Hand gelenkt und mitten in den furchtbarsten Stürmen vor tausend gefährlichen Klippen bewahrt hatte. Jener Tag, seit dem hl. Petrus einzig dastehend in der bald zweitausendjährigen Geschichte der Kirche, wird ewig denkwürdig bleiben: Gott selbst hat ihm das Siegel der Unvergänglichkeit aufgedrückt und ihn mit unauslöschlichen Zügen der dankbaren Erinnerung der Gläubigen eingepreßt.

Doch damit war das Maß der unzähligen Gnaden, womit Gott seine Kirche unter dem glorreichen Pontificate dieses großen Papstes beschenken wollte, noch keineswegs erschöpft. Das Wunder der Erhaltung Pius IX. für die schwer geprüfte Braut des Heilandes sollte fortbauern zur Freude und zum Troste des katholischen Erdkreises, zum Aerger und Verdruß aller Feinde des christlichen Namens. Demjenigen, der da den Jahren und Jahrhunderten befehlt und mit unumschränkter Macht über dieselben verfügt, hat es gefallen, den 25. Jahren des gegenwärtigen Pontificates auch das 26. anzureihen, und der 16. Juni war der Tag, an welchem unser heiliger Vater dasselbe vollendet. Gott sei gelobt und gepriesen für diesen neuen Beweis seiner Liebe gegen die Kirche, welche von einem Ende der Erde bis zum anderen dem Herrn eine Dankeshymne dafür anstimmt. Sechs und zwanzig Jahre hat Pius IX. als oberster Lenker der Arche Gottes nun hinter sich und ruhigen, ja verklärten Blickes schaut er zurück auf die großen, unsterblichen Werke, welche der Herr durch ihn vollbracht hat, zurück auf das Uebermaß von Leiden und Prüfungen, denen er ununterbrochen ausgesetzt war. Wie viele verbrecherischen Anschläge hat sein langes Leben zu Schanden gemacht, wie manche mörderischen Hoffnungen getäuscht! Vergebens hatte die Gottlosigkeit, auf die Schwächen des Alters bauend, sich eingeredet, die Zeit werde sie von dem unermüdbaren Kämpfer, der sie seit so vielen Jahren erzittern macht, befreien. Gott spottet ihrer und aller menschlichen Berechnung: nichts war bisher im Stande, die Nützigkeit des erhabenen Dulders zu brechen; Sorgen, Arbeiten, selbst die herbsten Schläge schienen vielmehr seiner Gesundheit und seinem Muth immer wieder neue Kräfte zu verleihen. Von den erbittertsten Fein-